

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Verena Lueken**

**Alles zählt**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

NEW YORK IM SOMMER. Beißendes Licht, brüllende Hitze, eine erbärmliche Zeit, um zu sterben. Sie las diese Sätze in einem Roman von James Salter, dessen Bücher sie in diesen Wochen kennenlernte, schaute sich um und dachte, er hat recht. Salter war ihr entgangen in früheren Jahren, als sie sich für die anderen zeitgenössischen amerikanischen Autoren zu begeistern begann, und er hatte ihr nicht gefehlt. Nun war gerade »All That Is« erschienen, sein erster Roman seit Langem, aufgenommen mit dem entsprechenden Getöse in den entsprechenden Kreisen. Es war das erste Buch, das sie von ihm las, und es erfüllte sie mit einem Gefühl unbestimmter Wärme für die Hauptfigur, Belustigung über die Anspielungen auf den New Yorker Literaturbetrieb vergangener Jahrzehnte und Hochachtung für all die Freiheiten, die Salter sich beim Schreiben nahm. Es war auch das erste Buch, das sie in New York gekauft hatte, gleich nachdem sie in einer der frühen Wochen des Sommers angekommen war, und sie holte sich kurz darauf einen Schwung anderer Romane von ihm, wie es ihre Gewohnheit war, wenn ein Autor sie nach dem ersten Buch interessierte. Bevor sie wusste, dass sie wieder krank war.

»Light Years«, ein älterer Salter-Roman, machte sie ungeduldig. Sie legte das Buch zur Seite und las stattdessen ein

paar Kapitel aus »The Story of America« von Jill Lepore, das mit den Sätzen beginnt: »Wenn Sie 1938 einen Dollar und 72 Cent übrig hatten, konnten Sie dafür ein Exemplar von ›Der Aufstieg der amerikanischen Demokratie‹ kaufen, einen 700-Seiten-Wälzer ungefähr so groß wie eine Bibel – oder ein Pfadfinderhandbuch. Der Wert einer Bibel ist schwer zu schätzen, aber das Boy Scout Handbook war für 50 Cent ein prima Kauf und sehr nützlich, wenn Sie auf einer einsamen Insel gestrandet waren. Und das nicht nur, weil es ein Kapitel darüber enthielt, wie man ohne Streichhölzer Feuer macht.«

Sie hatte inzwischen einige Tage im Bett verbracht, mit hohem Fieber und Brustschmerzen, und im Zuge der notwendigen Untersuchungen war ein verdächtiger Knoten in ihrer Lunge festgestellt worden. Ein neuer Krebs vermutlich. Zwei hatte sie vor vielen Jahren hinter sich gebracht. Von der Bibel, deren Wert, wie auch sie glaubte, schwer zu schätzen war, erwartete sie in diesem Fall weder Trost noch Wegweisung. Aber wussten Boy Scouts, wie man auch beim dritten Mal da wieder rauskam?

Sie erwog für eine Weile, während sie Lepores scharfsinnigen Überlegungen zur Geschichte der amerikanischen Demokratie folgte, den Nachdruck der Erstausgabe des Boy Scout Handbook von 1911 zu kaufen, im Netz für kaum fünfzehn Dollar zu haben. Auf dessen Umschlag winkt ein Junge mit seinem Hut, und im Hintergrund schweben zwei Puff-Wolken über hohen Tannen und einem Haus, als sei jede Gefahr gebannt. Alles wird gut. Doch statt das Pfadfinderhandbuch zu Rate zu ziehen, das sicher auch ein Kapitel über Erste Hilfe und Lebensrettung enthielt, und weil sie nur schwer ein Buch halb gelesen weglegen konnte, kehrte sie zu Salters zähen Schilderungen des langsamen Vertrocknens einer Ehe in den »Light Years« zurück. Ausgerechnet dort las sie den Satz,

der ihr sagte, wo sie stand. Nicht auf einer einsamen Insel ohne Streichhölzer zur Hand, sondern mitten in New York mit dieser Aussicht: »*Tod im Sommer, in einer trostlosen Stadt, aus der jeder fliehen wollte, Tod ohne Sinn, ohne Luft.*«

Seit sie den Satz gelesen hatte, dachte sie an den Tod. Leise sprach sie ihn immer wieder vor sich hin, wie eine Liedstrophe phrasiert. Manchmal, wenn sie in der brütenden Hitze zur Subway lief, piffte sie unhörbar für alle außer sich selbst: *Death in the summer / in a haggard city / from which everyone / wanted to flee, death / without meaning / without air.* Sie dachte an diesen Satz, wenn sie in die Wohnung zurückkehrte, die sich zum Bratofen aufheizte, weil sie, um die Stromrechnung ihrer Freunde, die sie dort wohnen ließen, nicht übermäßig zu belasten, und gegen deren ausdrückliche Anordnung, die Klimaanlage auszustellen, wenn sie fortging. Die Wohnung lag der Sonne ausgesetzt in der zwölften Etage, wo die Fenster sich entsprechend den New Yorker Vorschriften erstmal nur einen Spalt weit öffnen ließen. Mehr geht nicht, dachte sie, doch von der Straße aus sah sie spätabends weit geöffnete Fenster in anderen Stockwerken. Die Kindersicherung. Doch sie fand nicht heraus, wie sie zu lösen war.

Keine Luft. Als es noch heißer wurde, gab sie ihren Widerstand gegen die künstliche Kühlung auf. James Salter, von dem sie einige Interviews zu seinem neuen Buch gelesen hatte, hatte ein Haus in Bridgehampton, wo er der Hitze ausweichen konnte, mit einem Spaziergang am Meer, so stellte sie sich das vor, oder einem Schläfchen hinter geschlossenen Gardinen. *Death in the summer, in a haggard city.* Erinnernte er sich überhaupt daran, diesen Satz geschrieben zu haben? Vor fast vierzig Jahren? Hätte

er ihn in ihrem Gesumme wiedererkennt? Sich über die primitive Tonfolge amüsiert, in die sie ihn packte? Sie musste selbst lachen, wenn sie merkte, was sie da tat, weil es sie daran erinnerte, wie sie früher, als Teenager und sehr junge Frau, manche Popsongs gesummt hatte, die in ihren Ohren klangen, als bezögen sie sich nur auf sie, so oder so. *Daddy, Daddy, it was just like you said / Now that the living outnumber the dead. Speak my language.*

Als sie das zum ersten Mal hörte, mit dem typischen Laurie-Anderson-Echo – *Speak my language – Speak my language – Speak my language* –, da spürte sie, wie sehr sie sich wünschte, ihr Vater hätte ihr einen Satz hinterlassen, an den sie sich erinnern konnte. Sie hatte, als er im Sterben lag, noch versucht, ihm diesen einen Satz, den sie nicht vergessen würde, oder einen Händedruck oder irgendeine andere Art der Zuwendung abzupressen, hatte sich zu dem Sterbenden, der schon ganz klein geworden war, ins Bett gelegt und gesummt und ihm die Schulter gestreichelt, aber er hatte nicht reagiert, und am nächsten Tag war er tot. Jahrzehnte später aber, als auch seine Witwe gestorben war, fand sie im Schreibtisch in der Wohnung der beiden eine Klarsichthülle mit drei Dokumenten – ihrem Diplomzeugnis, dem Abriss einer akademischen Arbeit, dem sie ein Stipendium verdankte, und einer Visitenkarte von einem Job, den sie lange schon verlassen hatte. Sie wurde nicht schlau aus dieser kleinen Sammlung, hatte keine Ahnung, warum er diese Dinge aufbewahrt hatte, aber nicht ihre Briefe, die Bilder, die sie ihm gemalt, die Notenblätter, die sie für ihn beschrieben hatte, als er einmal anfing, Klarinette spielen zu lernen. Ihr Vater hatte ihr nichts hinterlassen außer einer großen Leere im Magenbereich knapp unter dem Herzen

und einer Sehnsucht, die in diesem Leben nicht zu stillen war.

Sie dachte daran, dass sie im Laufe ihres Lebens Abermillionen Sätze gehört, gelesen und wieder vergessen hatte, die jetzt vielleicht nützlich wären, und wie sich einige unsortiert im Gedächtnis ablagerten und dann ganz unerwartet wieder ins Bewusstsein stiegen. *What made her think her fingernails could open locks the rain rained on?* Ein Satz von Toni Morrison. Wie lange würde sie an die Sätze von James Salter denken, einem Autor, der sie nur wenige Wochen lang mit seinen Büchern begleiten und zu dem sie vielleicht nie wieder zurückkehren würde? Würde sie irgendwann wieder vergessen, wie dieser eine Satz vom Tod im Sommer in dieser ausgelaugten Stadt plötzlich in ihr Leben eingedrungen und einem Gefühl, das sie noch gar nicht richtig spürte, Ausdruck gegeben hatte?

*Death in the summer.* Erst viel später, als sie wieder in Deutschland war, bemerkte sie, dass der Tod, dem sie da gar nicht mehr so nahe war, in ihr einen Raum besetzt hatte, und ihr früheres Leben verblasste. Ganz unvorstellbar, dorthin zurückzugehen. Sie sehnte sich nicht nach dem Tod. Aber seit einem Tag, an den sie sich nicht genau erinnerte, irgendwann in ihrem Krankenhausbett, in dem sie die Wochen nach der Operation in dieser New Yorker Wohnung ihrer großzügigen Freunde verbrachte, hatte sie zum ersten Mal das Gefühl gehabt, sie hätte gestorben sein sollen. Wie all die anderen. »*No consolation please for feelin' funky / I got to get my head above my knees / But it makes me mad and mad makes me sad / and then I start to freeze*«. Lou Reed, der so viele Tode überlebt hatte, starb in seiner New Yorker Wohnung im Herbst, der diesem Sommer folgte. Inmitten der Schönheit der Natur, wie Laurie Anderson im

Nachruf auf ihren Mann schrieb. New York in den letzten Wochen, bevor der Winter kommt, kann ein wunderbarer Ort zum Sterben sein, dachte sie. Aber im Herbst war sie nicht mehr dort.

DIE DIAGNOSE HATTE SIE zunächst gar nicht so tiefgreifend erschreckt. Sie dachte, sie wisse, was auf sie zukommt. Es war das dritte Mal in fünfzehn Jahren, ein vermutlich bösartiger Tumor in der Lunge. Zwei Mal hatte sie die Operationen ganz gut überstanden, beim ersten Mal gefolgt von Chemo- und Strahlentherapie. Beim zweiten Mal, zwei Jahre später, saß der Krebs auf der anderen Seite und war kaum sieben Millimeter groß, mit glatten Rändern, ungefährlich, wenn er einmal draußen war. Sie hatte damals in New York gelebt, hatte die besten Ärzte, die besten Chancen. Dreizehn Jahre lang, auch als sie längst wieder in Deutschland wohnte, zeigten tatsächlich alle CTs keine Veränderung. Bis jetzt, wieder in New York.

Sie hatte sich mehrere Wochen Urlaub genommen, eine Art Mini-Sabbatical, um wieder einmal länger am Stück in der Stadt zu sein. Es war die Zeit gekommen, ihr Leben zu überdenken. An etwas Neuem zu arbeiten. Einem Buch, vielleicht einer Erzählung aus Harlem, oder auch an etwas ganz anderem, das sich ergeben würde, wenn sie die Augen offen hielt. Sie war bereit für jede Inspiration. Sie verdiente ihr Geld mit Schreiben, und sie schrieb, was so anfiel, Reportagen, Gebrauchsanweisungen, Empfehlungen. Sie reiste viel und berichtete dann davon, was sie erlebt

hatte, was es zu sehen und zu essen gab und wie die Menschen, denen sie begegnete, sich verhielten und präsentierten, und ob sie genug von allem hatten, was sie zum Leben brauchten. Fast immer kam sie mit vollem Herzen aus diesen oft fernen Ländern zurück, fast immer war sie zu kurz da gewesen, um dauerhafte Verbindungen zu knüpfen, fast immer dachte sie später mit Bedauern an verpasste Gelegenheiten zurück, sich stärker einzulassen oder zurückzukehren. Ihr war vieles entschlüpft, das sie hätte festhalten wollen. Sie hatte nicht einmal ordentliche Aufzeichnungen und hatte sich schon früh angewöhnt, alle Notizen fortzuwerfen, wenn sie einmal geschrieben hatte, wofür sie bezahlt wurde. Sie hatte kein Archiv der eigenen Gedanken, der eigenen Sätze, keine Ablage für ihre Erlebnisse, noch nicht einmal Fotos, nur ein paar, von ganz wenigen Gelegenheiten.

Jetzt bedauerte sie das sehr. Jetzt, da sie seit einiger Zeit spürte, dass ihr in diesen, ihren eigenen Texten etwas zu kurz kam, das ihr wichtig war, und sie vermutete, vielleicht war für sie die Zeit einfach vorbei, solche Sachen zu schreiben. Vielleicht wollte sie nicht mehr so viele Texte schreiben, auf jeden Fall aber andere, doch welche, das wusste sie noch nicht genau.

Deshalb war sie in New York. Um das herauszufinden. Auszuprobieren. Oder das Schreiben auch ganz bleiben zu lassen. Wichtig war, allein zu sein, Veränderungen einzuleiten. In dieser Stadt zu sein. Obwohl sie mehr Freunde in Europa hatte, obwohl ihre Familie in Deutschland wohnte, obwohl sie in Frankfurt mit S. zusammenlebte und dort ihr Büro hatte, war ihre Heimat immer noch New York. Der einzige Ort, an dem sie sich einigermaßen sicher fühlte, seit sie einmal viele Jahre dort gelebt hatte.